Und wovon lebt nun Stuttgart?

Gespräch mit den Architekten Behnisch und Schaller

Mit großen Wettbewerben hat Stuttgart in den vergangenen Jahren die Weichen für die künftige Stadtentwicklung gestellt. Über Sinn und Unsinn, Vor- und Nachteile des Wettbewerbswesens hat Amber Sayah mit den Stuttgarter Architekten Stefan Behnisch und Günther Schaller vom Büro Behnisch, Behnisch und Partner gesprochen.

Baukunst zahlt sich immer aus, egal was sie kostet – Stefan Behnisch (links) und Günther Schaller. Foto Rudel

Beim Wettbewerb für die neue Großsporthalle in Stuttgart hat Ihr Büro unlängst den zweiten Preis gewonnen. Viele waren der Meinung, Sie hätten den ersten Preis verdient gehabt, aber Ihr Entwurf käme zu teuer – angeblich 150 Millionen Mark. Sie haben Unterschiede zwischen Ihren eigenen Zahlen und den Angaben festgestellt, die dem Preisgericht vorlagen. Inzwischen führen Sie in dieser Sache einen Briefwechsel mit der Stadt. Worum geht es dabei?

Schaller: Bei dem Wettbewerb gab es ein Vorauswahlverfahren, zu dem nur erfahrene Büros zugelassen waren. Die Architekten mussten dabei auch Kosten ermitteln. Das haben wir getan und sind zu ganz anderen Zahlen gekommen als denen, die wir nach der Entscheidung in der Zeitung lesen mussten. Wir selbst hatten 118 Millionen für unsere Arbeit ermittelt. Deswegen haben wir uns bemüßigt gefühlt nachzufragen, woher diese Zahl von 150 Millionen kommt.

Und woher kommt sie?

Behnisch: Von einem Vorprüfer. Um das klarzustellen: Wir zweifeln nicht die Entscheidung der Jury an, wenn sie auf der Basis der Entwurfsarbeit getroffen worden ist. Uns wurde versichert, die Kosten hätten in der Preisgerichtsentscheidung keine Rolle gespielt. Doch das bezweifle ich. Unser Problem ist aber eher prinzipieller Natur, nämlich, dass es Außenstehenden offenbar möglich ist, die Beiträge in einem Wettbewerb eigenmächtig zu verändern – und eine Kostenschätzung ist ein Beitrag.

Was hat der Briefwechsel mit der Stadt bisher ergeben?

Behnisch: Gar nichts. Bei der Stadt hat man sich nicht veranlasst gefühlt, zu antworten. Aber der Briefwechsel mit dem Auslober, der Messe, hat ergeben, dass es nicht möglich sei, die Vorprüfung zur Verfügung zu stellen.

Heißt das, dass Sie Einsicht in die Unterlagen gefordert haben?

Schaller: Wir haben darum gebeten. Uns ist jedoch wichtig, dass nun nicht der Eindruck entsteht, der beleidigte Zweite versuche auf anderen Wegen ins Geschäft zu kommen.

Im Verdacht, beleidigte Leberwurst zu sein, werden Sie trotzdem stehen.

Schaller: Es ist ja nicht so, dass wir nichts zu tun hätten, das Büro ist gut beschäftigt. Aber ganz grundsätzlich: Wohin führt es, wenn Außenstehende Kosten errechnen, die dazu neigen, alles, was vom Gewohnten – um nicht zu sagen vom Gewöhnlichen – abweicht, für überteuert zu halten? Wenn das Schule macht, muss man sich wirklich fragen, was aus den herausragenden Bauwerken der Baukunst geworden wäre, deretwegen wir Städte wie Paris oder Prag besuchen.

Es fällt jedenfalls auf, dass die Stadt sich bei Wettbewerben gern auf Projektsteuerer und Berater verlässt und weniger auf die Architekten.

Behnisch: Wir wissen auch nur, was in der Zeitung steht. Aber man hat schon den Eindruck, dass die Projekte der Stadt mit solchen Steuerungsbüros initiiert werden, die die wirtschaftliche Seite des Bauens stark in den Vordergrund stellen. Die Stadt wird jedenfalls nicht von ehrenamtlichen Architekten beraten, wie das etwa in den Niederlanden üblich ist. Dort gibt es die Position des Rijksbouwmeisters. Das ist ein für vier Jahre gewählter Architekt, der nicht nur gestalterisch, sondern auch organisatorisch den Bauverwaltungen vorsteht. Der überprüft die Wettbewerbe und die Auftragsvergaben auf nichtkommerzieller Basis. Der ist auch nicht an das Beamtenrecht gebunden, wodurch die manchmal nicht sehr klaren Kriterien der Verwaltungen wegfallen. Ich finde, das ist ein hervorragendes Prinzip, Holland hat eine einzigartige Baukultur in Europa.

Schaller: Es fragt sich auch, ob sich Architektur unbedingt nach spätestens fünf Jahren für irgendeinen Investor rechnen muss. Mir ist kein Werk der Baukunst bekannt, das sich im Endeffekt nicht auch finanziell gelohnt hat. Ich bin überzeugt, dass die Oper in Sydney sich schon hundertmal gelohnt hat. Wenn man Australien hört, an was denkt man da? An Kängurus ...

Behnisch: ... an Ayers Rock und die Oper in Sydney.

Schaller: Vor allem die öffentliche Hand müsste sich fragen, was jenseits der ökonomischen Prognosen bleibt. Was bleibt übrig, wenn die erwarteten Gewinne nicht realisiert werden können? Bleibt dann wenigstens ein gutes Bauwerk, das die Stadt auf die Landkarte bringt?

Dazu bedürfte es des politischen Willens, gezielt die Baukultur zu fördern.

Behnisch: Es ist nicht die Aufgabe der öffentlichen Hand, kurzfristig rentierlich zu denken. Dresden lebt heute noch ausschließlich von den Errungenschaften Augusts des Starken. Stuttgart, wovon lebt Stuttgart? Ich glaube nicht, dass die Stadt schlimmer ist als andere, nur dass ihr manchmal die kulturelle Größe fehlt. Die Frankfurter haben ihre Hochhäuser, die Hamburger haben ihre Kanäle, ihren Hafen und ihre dunkelblauen Pullover. Die Stuttgarter haben ihre Industrie, ihren Mittelstand, das Schwäbisch-Grubelige, Wurschtelige – da hat es der große Wurf oft schwer.

Wenn Sie die wichtigeren Wettbewerbe der letzten Jahre Revue passieren lassen – die Wettbewerbe im Zusammenhang mit Stuttgart 21, den Investorenwettbewerb für ein Einkaufszentrum hinter dem Bahnhof, die neue Stadtbibliothek, den Neubau am Kleinen Schlossplatz für die Galerie der Stadt, die Messe, die Großsporthalle – zu welchem Schluss kommen Sie dann?

Behnisch: Wir haben an den meisten Wettbewerben nicht teilgenommen. Bei einigen haben wir uns die Unterlagen zwar abgeholt – für die Stadtbibliothek und die Galerie der Stadt Stuttgart –, aber dann festgestellt, dass wir aus den Auslobungen und der städtebaulichen Situation am Bahnhof nichts Anständiges machen konnten. Stuttgart 21 kann man vergleichen mit einem falsch geknöpften Hemd: Wenn man einmal falsch angefangen hat, wird es nie mehr richtig. Die Auslobung war so, dass eigentlich nur ein gepresster Würfel dabei rauskommen konnte. Was anderes ging gar nicht von den Rahmenbedingungen her. Am Kleinen Schlossplatz haben wir auch angefangen zu arbeiten und gefunden, da müsste eine prima Mickymaus hin, ein bunter Blumenstrauß, irgendwas. Die Aufgabe war unserer Meinung nach nicht, die Baulücke mit einem Gebäude zu füllen, sondern an dieser prominenten Stelle ein Zeichen zu setzen. Aber die Auslobung hat das nicht zugelassen.

Schaller: Die Stadt ist einerseits engagiert, das sind ja wirklich wichtige Vorhaben gewesen. Andererseits hätte ich mir gewünscht, dass wenigstens einmal ein Beitrag dabei ist, der richtig für Furore sorgt – wie das Guggenheim-Museum in Bilbao von Frank Gehry zum Beispiel.

Ein Wettbewerb, bei dem so ein kleiner Paradiesvogel entstanden ist, war damals der Pavillon hinter dem Stuttgarter Rathaus. Den Wettbewerb haben Behnisch und Partner damals gewonnen – wenn man so will mit einem Klein-Bilbao, jedenfalls etwas sehr Extravagantem.

Behnisch: Die „Libelle" war das.

Jetzt steht da aber was ganz anderes, das haben weder Sie gebaut, noch ist es ein Paradiesvogel.

Behnisch: Den Wettbewerb hatte damals das Büro meines Vaters in Sillenbuch gewonnen. Irgendwie ist die Sache dann aber eingeschlafen. Es hieß, die „Libelle" werde zu teuer.

Es nützt also offenbar gar nichts, wenn man den ersten Preis gewinnt.

Behnisch: Angeblich lag es an den Kosten, aber uns hat bisher noch niemand gesagt, was das Ding, das jetzt dasteht, nun tatsächlich gekostet hat.

Bei vielen größeren Projekten in Stuttgart spielt auch die Hoffnung auf Standortsicherung eine Rolle. Die Konzessionen an die Interessen von Investoren oder Wirtschaftsunternehmen erscheinen daher nicht nur vielen Politikern als vertretbar.

Behnisch: Die Münchner haben da ein anderes Konzept, das ich sehr sympathisch finde. Die konzentrieren sich darauf, die Lebensqualität in ihrer Stadt zu halten und zu erhöhen. Die Münchner kämen niemals auf den Gedanken, ihren Englischen Garten aufzureißen, um da irgendeinen Tunnel reinzulegen. Hier in Stuttgart wird Standortsicherung auf der rein kommerziellen Ebene betrachtet.

Nun sieht es ja so aus, als ob Stuttgart 21, auf das Sie jetzt anspielen, stark gefährdet ist. Was wäre Ihre Perspektive für den Fall, dass aus dem Projekt in der geplanten Form wirklich nichts wird?

Behnisch: Da sind so viele Dinge miteinander verknüpft worden, das ist eines der Probleme bei Stuttgart 21. Wenn die Bahn den Bahnhof nach unten legen möchte, weil es sinnvoll ist, soll sie das tun. Das ist mir letztlich egal. Sie sollen nur den Schlossgarten in Ruhe lassen. Der Umbau des Bahnhofs bietet vielleicht die Chance, ein Quartier anzuschließen, aber städtebaulich ist das Problem falsch angepackt worden. Wenn die Stadt sich entschließen würde, die Gleisanlagen zu einem schönen Park zu machen, der dann sukzessive erschlossen wird im Lauf der nächsten fünfzig bis achtzig Jahre, so dass die Stadt die Chance hat, sich weiterzuentwickeln, finde ich das prima. Aber warum immer alles aus einem Guss und über Nacht?

Schaller: Ich finde es schade, dass über Stuttgart 21 ausschließlich in Verbindung mit irgendwelchen ökonomischen Schwierigkeiten geredet wird. Nicht über eine Chance, nein, sondern immer nur über Probleme. Da muss doch jeder ängstlich werden.

Behnisch: Schauen wir mal den Kleinen Schlossplatz an, so wie er jetzt dasteht. Da wurde nicht überlegt, wie bringen wir die Situation städtebaulich in Ordnung, sondern es wurde ein Verkehrsbauwerk gebaut. Bei Stuttgart 21 wird nicht überlegt, was für eine Chance bedeutet es für die Stadt, sondern wie finanzieren wir den Neubau unseres Bahnhofs. Es stehen immer Aspekte im Vordergrund, die letztendlich mit der Aufgabe überhaupt nichts zu tun haben.

Nochmals zum Thema Zukunftsperspektiven. In dieser Hinsicht hat Stuttgart vor allem zwei Probleme: Wie jeder größeren Stadt laufen Stuttgart die Einwohner weg. Wie könnte man sie zum Bleiben oder gar zur Rückkehr bewegen? Und Wirtschaftsleute sagen, es sei nicht leicht, ein Unternehmen in Stuttgart anzusiedeln und Mitarbeiter nach Stuttgart zu holen. Wie könnte die Stadt also ihr Ansehen verbessern?

Behnisch: Was man bieten müsste, wäre eine interessante Stadt. Ich habe vorhin über München gesprochen. Stoiber verkauft wohl auch sein Tafelsilber wie die Schwaben, aber der baut Museen, der investiert in Kultur. Er bietet den Unternehmen an, was die Lebensqualität auch für hochausgebildete Leute in einer Stadt erhöht. Nun wird Stuttgart nie mit New York, Paris oder auch nur München konkurrieren können, aber es hat eigene Qualitäten. Ich lebe gern hier. Es gilt, die Stadt für den Bewohner wieder attraktiver zu machen, interessante Wege durch die Stadt zu erschließen, den Freizeitwert, den urbanen Charakter zurückzubringen. Das heißt nicht unbedingt, mehr zu bauen, sondern das, was man hat, sinnvoller einzusetzen.

Schaller: Was ausgesprochen typisch ist für Stuttgart, ist die Hangsituation. Und ich frage mich, warum es so wenige Hanghäuser hier gibt. Eines der wenigen Beispiele ist die Villa Windstoßer von Max Bächer, die fast ein bisschen kalifornisch wirkt. Ansonsten ziehen sich ganz normale Villen die Hänge hoch. Das mag vielleicht auch daran liegen, dass wir Schwaben dazu neigen, alles als Problem zu sehen. Man hat das Gefühl, jeder, der am Hang gebaut hat, hat das als Last begriffen, nicht als Chance. Und er hat sich gesagt, so was Dummes, jetzt hab ich auch noch ein schräges Grundstück geerbt.

Hurra, wir wurschteln noch!

Thornton Wilder in Tübingen

So viel Apokalypse war nie. Oder wer kennt sonst noch ein Bühnenstück, das so ziemlich alle Katastrophen enthält, also Eiszeit, Sintflut und Krieg? „Wir sind noch einmal davongekommen" heißt denn auch Thornton Wilders 1942 entstandener Dreiakter – klar, dass dieser Schnelldurchlauf durch die Zeitalter gerade im Nachkriegsdeutschland zum Erfolgsstück avancierte.

Taugt es auch als Zwischenbilanz zur Jahrtausendwende? Das Original fängt wie eine „Wochenschau" im Kino an. Doch der Regisseur Donald Berkenhoff holt am Landestheater Tübingen das Publikum lieber gleich bei aktuellen Sehgewohnheiten ab und inszeniert eine quietschbunte Mischung aus Talkshow und Sitcom mit Applaus vom Band.

Das parodierte Familienidyll mischt sich mit dem Personal der Schöpfungsgeschichte: Hans-Rudolf Spühler gibt seinen aus Mr. Antrobus und Adam zusammengeklonten Daddy als überforderten Sprücheklopfer, und Kathrin Becker versieht ihre Mama alias Mrs. Antrobus/Eva mit einer Prise gutbürgerlicher Lustfeindlichkeit. Jörg Witte mimt den Sohn Henry alias Kain als Bad Boy und Monsterknaben, und Lisa Schlegels durchgeknalltes Dienstmädchen Sabina (auch Adams Geliebte Lilith) fällt ständig aus der Rolle: „Ich hasse dieses Stück." In Tübingen sattelt der Regisseur überall noch ein bisschen etwas drauf, und Wilders per se schon turbulente Menschheitsparabel mutiert so vollends zur schrillen Familien-Comedy. Motto: Katastrophen kommen und gehen, die Menschheit aber wurschtelt sich durch – mit praktischen Ideen wie Feuermachen und mit geistigem Kulturgut von Platon bis Spinoza. Apropos Feuermachen: „Verbrennt alles außer Shakespeare", rät Mr. Antrobus seiner Familie angesichts der nahenden Eiszeit.

Moderiert von Gunnar Schmidts debilem Talkmaster funktioniert Berkenhoffs mutwilliger, temporeicher Trash denn auch ganz flott – zunächst. Der zweite Akt aber, eine mäßig lustige Sintflutparodie, bringt nur noch Leerlauf und Déjà-vu-Erlebnisse. Wilder verblödelt? Nein, denn im dritten und letzten Akt macht die Regie doch noch Ernst und zeichnet ein düsteres Nachkriegsszenario mit viel Bühnennebel und Trümmermentalität: Die Urfamilie kriecht aus den Bunkern. Berkenhoff lässt Wilder also ganz sanft ausklingen, melancholisch und gedämpft optimistisch. Es geht ums Weiterleben, auch mit dem Heimkehrer Henry/Kain, der es im Krieg bis zum General auf der Seite des „Bösen" gebracht hat. Angesichts des mörderischen Sohnes orakelt der Vater: „Der Krieg ist ein Vergnügen, verglichen mit dem, was uns jetzt bevorsteht: den Frieden zu sichern, mit dir in unserer Mitte." In der Tübinger Inszenierung klingt das wie eine bittere Erkenntnis. Und zugleich wie eine skepsisgetrübte Hoffnung: Jedes Ende ist auch ein Anfang. *kol*

Weitere Aufführungen im Tübinger Landestheater am 14. und 20. Januar.

PLAY BACH

Träumerei

Als die amerikanische Pianistin Rosalyn Tureck siebzehn Jahre alt war, fiel sie in Ohnmacht, während sie Musik von Bach spielte. Auf dem Flügel lag der erste Band des „Wohltemperierten Klaviers", Präludium und Fuge a-Moll. Als Rosalyn Tureck wieder erwacht war, hatte sie im Traum herausgefunden, wie man Bach wirklich spielen muss: ganz klar und überdeutlich. Es gibt ein paar alte Schallplatten von dieser Pianistin, heutzutage schon fast entrückt wirkende Aufnahmen. Und ihre Grenzerfahrung, die sie hinterlassen hat. „Ich bin durch eine kleine grüne Tür in ein ganz neues Universum gegangen." Der junge Glenn Gould ist ihr vierzig Jahre später auf diesem Weg gefolgt. *miw*

Glenn Gould spielt „Das Wohltemperierte Klavier", Band 1 und 2. Sony 42 266.

Neues Müller-Werk im Nachlass aufgetaucht

Ein bislang unveröffentlichtes Werk des 1995 gestorbenen Dramatikers Heiner Müller ist jetzt in der neuesten Ausgabe der Zeitschrift „Theater der Zeit" abgedruckt. Das aus dem Nachlass stammende Fragment habe den Titel „(Timon) Das goldene Kalb", sagte der Geschäftsführer der Zeitschrift, Harald Müller. Der Text sei eine Bearbeitung von Shakespeares Drama „Timon von Athen". Heiner Müller habe das Werk Ende der fünfziger Jahre begonnen und nicht vollendet. Die in der Zeitschrift vier Seiten lange Szene stammt aus Müllers Nachlass und wird im Frühjahr im dritten Band der Müller-Gesamtausgabe im Suhrkamp Verlag erscheinen. Müller war am 30. Dezember 1995 im Alter von sechsundsechzig Jahren gestorben. *dpa*

Museen suchen nach Beutekunst

Deutsche Museen wollen ihre Recherchen nach jüdischem Kunstbesitz verstärken. Sie folgen damit einem gemeinsamen Appell von Kultur-Staatsminister Michael Naumann, des Deutschen Museumsbundes und der Kulturstiftung der Länder. Wie die Stiftung mitteilte, seien 3700 Museen mit der Bitte angeschrieben worden, ihre Suche nach jüdischem Kunstbesitz auszuweiten. Alle Museen wollten den Erwerb zwischen 1933 und 1945 erneut prüfen, hieß es. *dpa*

Stadtbilder sind so empfindlich wie ein Organismus

Die Fotodokumentation „Rottenburg früher und heute" offenbart Wirtliches und Unwirtliches

Von Eva Kirn-Frank

Alte Stadtansichten betrachtet man gern, haben doch die Fotos von anno dazumal etwas Heimeliges. Zeigen sie gar Häuser und Straßen der eigenen Stadt, werden sie zum Hort der Erinnerung, jenes einzigen Paradieses, aus dem wir nach Jean Paul nicht vertrieben werden können – zumal wir es uns selbst erschaffen haben. Die Spuren des Gebrauchs sind in malerische Patina verwandelt, und üble Gerüche werden von den Ansichten so wenig transportiert wie Ärger in der Nachbarschaft. In alte Fotos projiziert der Mensch seine Sehnsüchte, seinen Traum von heimatlicher Geborgenheit. So werden sie das Medium einer falschen Idylle.

In der Rottenburger Ausstellung mit dem Titel „Rottenburg früher und heute" ist das anders. Jedem der sechzig Fotos aus der Spanne zwischen den zehner und den dreißiger Jahren des eben vergangenen Jahrhunderts stellen der Kulturverein und der Fotoklub ein Dokument des Jetztzustands gegenüber. Und schon ist die Flucht in Erinnerungsseligkeit versperrt. Stattdessen stellt sich bei der Schau in der Zehntscheuer die Frage: Was haben wir aus unserer Stadt gemacht?

Die Rottenburger Bausünden sind keineswegs besonders schlimm. Andernorts, wo den Kriegsschäden mit der Abrissbirne nachgeholfen wurde, gibt es weit Übleres. Ungewöhnlich ist vielmehr das reiche Erbe mittelalterlicher und barocker Bauten aus Rottenburgs vorderösterreichischer Zeit. Hier fällt besonders auf, wie zerbrechlich die überkommene Schönheit ist. Schon kleine Eingriffe können eine harmonische Fassade banalisieren, also ästhetisch vernichten, und scheinbar harmlose Entrümpelungen von Straße und Gehweg berauben Vorplatz und Vorgarten unversehens ihres einladenden Charakters. Die um 1970 beliebte Fassadenvernichtung durch Eternitüberzug findet sich aber höchst selten. Auch bedrängen großflächige Nachbarschaften die kleinteiligen, am menschlichen Maß gewonnenen Baukörper nur ausnahmsweise. Die Methode, durch den Einbau von Jalousien statt der überkommenen Fensterläden eine Hausansicht zu verkahlen, hat an Beliebtheit verloren; man setzt auch anstelle des alten Torbogens nicht mehr ein schreiend rechteckiges Garagentor. Die Gegenüberstellung zeigt aber überdeutlich, wie gesichtslos einst den Straßenzug prägende Häuser durch solche Umbauten geworden sind. Oft genügt es, um ein Haus seines Rhythmus' zu berauben, wenn man die Sprossenfenster durch Glasrechtecke ersetzt oder neue Sprossen in unglücklicher Aufteilung wählt. Sowas passiert keineswegs nur Privatleuten. Die klaffenden Schaufenster, die ein Gebäude optisch zum Einsturz bringen, und die Abrisssanierung durch Finanzinstitute hinterlassen auffallende Wunden.

Architektur kann so empfindlich sein wie ein lebender Organismus: Auch homöopathische Eingriffe wiegen schwer. Restlos gelungen ist die Abwägung beim „Schloss" im eingemeindeten Hemmendorf. Dank einer Sensibilität, wie sie die Diözese Rottenburg an dieser ehemaligen Niederlassung der Johanniter bewies, wird ein Vermächtnis zum öffentlich spürbaren Wert. Ermutigend sind auch positive Beispiele in der Stadt, etwa das „Ackerviertel". Während manches umliegende Dorf von Durchgangsstraßen auseinandergerissen wurde, erhielt hier die Sanierung die Proportionen. Keiner wird den Mistgruben an den schmalen Gassen hinterhertrauern. Nur die Frauen, die einst beim Hopfenzopfen vor den Häusern saßen, sowie die spielenden Kinder gibt es nicht mehr: die Übergangszone zwischen Privatem und Öffentlichem ist verloren gegangen. Hier hat sich Verhalten verändert. Das richtige Architekturangebot kann aber wieder zur Begegnung einladen.

Bis 6. Februar. Dienstag bis Freitag 15 bis 18 Uhr, Samstag, Sonntag und Feiertag 11 bis 18 Uhr. Der Katalog kostet 29 Mark.